

buch & media

GABOR LACZKO, 1941 in Budapest geboren, floh nach dem Ungarischen Volksaufstand und dessen Niederschlagung durch die Rote Armee in die Schweiz. Er trat in den Jesuitenorden ein, wo er neben Philosophie und Mathematik auch Kybernetik studierte. Während des anschließenden Theologiestudiums geriet er mit dem Glauben in Konflikt und verließ den Orden. Er absolvierte eine Ausbildung im Finanzwesen und arbeitete als Bankdirektor und selbstständiger Finanzberater. 2009 erschien sein erster Roman: »Die Audienz«.

Gabor Laczko
Des Pudels Kern

Roman

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Januar 2012

© 2012 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Alexander Strathern, München

Umschlagbilder: © Nicemonkey – Fotolia.com; © Juan Pelota - Fotolia.com

Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-428-8

Am Dienstag, den 28. Juni 2005, um siebzehn Minuten nach neun, erfuhr Stefan Hoffbaur, dass die Welt in aller kürzester Zeit in Trümmer zerfallen würde. Zumindest seine Welt. Er bestieg das Taxi, das vor dem Spital auf ihn wartete. Der Fahrer begrüßte ihn mit Namen und stellte den Rückspiegel leicht um. Hoffbaur nannte seine Adresse und lehnte sich auf dem Hintersitz zurück. Er presste seine Lippen zusammen und blickte reglos auf den Zulassungsschein des Fahrers. Dem Namen nach musste dieser aus einem Balkanstaat kommen, doch sein Deutsch ließ vermuten, dass er ein Secondo war. Er hatte seinen Fahrgast erkannt, ein Anzeichen dafür, dass er das politische Leben mitverfolgte.

»Krankenbesuch?«, wollte er wissen, gleichsam um auszuschließen, sein Fahrgast könnte die Pflege des Ortes selber in Anspruch nehmen.

»Ja«, antwortete Hoffbaur kurz angebunden, um eine Fortführung des Gesprächs im Keim zu ersticken. Der Fahrer war ein Profi, der sogleich verstand, dass sein Fahrgast keinen Wert auf eine weitere Unterhaltung legte.

Stefan Hoffbaur schloss seine Augen und schüttelte leicht den Kopf. Der Befund, den er vor Kurzem erhalten hatte, war für ihn ein schrecklicher Schock.

»Jedem anderen würde ich diese Frage ausweichend beantworten«, hatte ihm der Arzt gestanden, als ihn Hoffbaur nach seinen Zukunftsaussichten fragte. »Wegen Ihrer Position bin ich es Ihnen jedoch schuldig, die nackte Wahrheit zu enthüllen. Sie werden große Stärke brauchen.« Er hielt inne, als wollte er das Einverständnis des Patienten abwarten.

»Na, legen Sie los!«, spornte ihn Hoffbaur leicht gereizt an.

»Drei bis vier Monate, sagen wir im besten Fall sechs«, wiederholte es jetzt noch in seinem Ohr. Was sind vier Monate?, ging ihm durch den Kopf. Wäre seine Frau vor ein paar Wochen schwanger

geworden, würde er die Geburt seines Kindes nicht mehr erleben können. Er gab der Versuchung nach, zurückzurechnen, was er vor vier Monaten getan hatte: Er hatte ein Wochenende in Paris verbracht. Es kam ihm vor, als wäre es gestern gewesen oder höchstens vor einer Woche. Jedenfalls nicht weit weg, in greifbarer Gegenwart. Es war nicht der Gedanke an den Tod, der ihn schreckte. Es war die Plötzlichkeit des Urteils, die Unmittelbarkeit der Ansage eines unerwarteten Verdikts, die ihn aufwühlte. Seine Gefühle erdrückten ihn. Seine Pläne fuhren ihm durch den Kopf, die großen Projekte, das Leben voller Erfolgsaussichten, die Träume, deren Verwirklichung ihm eben noch in Griffnähe schien.

Das Taxi hielt an. »Jägerstraße 40. Da sind wir«, sagte der Fahrer. Hoffbaur schrak auf. Natürlich. Er war zu Hause. Er bezahlte, rundete großzügig den Fahrpreis auf, um das Schweigen des Fahrers zu belohnen, und stieg aus. Er blickte zum zweiten Stock des modernen, eleganten Residenzbaus hinauf, wo sich seine Wohnung befand. Nein, er wollte nicht sofort hochgehen. Bevor er mit Franziska sprach, wollte er sich fassen. Er betrat das Nobelcafé im Erdgeschoss des Gebäudes. Hier verkehrten viele, die ihn kannten, Beamte, Politiker und Diplomaten, denn gegenüber lag das Auswärtige Amt. Hoffbaur hatte keine Lust, sich mit jemandem zu unterhalten, und hoffte, dass um diese Tageszeit keiner da wäre, der sich zu ihm setzen wollte. Für das Frühstück war es schon zu spät, für den Aperitif zu früh.

»Herr Hoffbaur, willkommen, heute keine Vorstandssitzung?«, begrüßte ihn der Kellner. »Was darf es denn sein?«

»Doch, doch, ich bleibe nicht lange. Für einen Cappuccino sollte es aber noch reichen«, antwortete er und nahm die Tageszeitung vom Regal. Auf der ersten Seite war sein Bild. »Hoffbaur schlichtet Parteifehde«, lautete die Überschrift. Das war ein starker Trumpf. Er hatte gute Chancen, als Kandidat seiner Partei für die vorzeitigen Wahlen des Bundeskanzlers am 18. September aufgestellt zu werden. Sein Nebenbuhler, der widerliche Intrigant Peer Kiske, hatte keine Chance gegen ihn. Er war auf dem Wege zu einem der wichtigsten Ämter in der Weltpolitik. Und jetzt das! Die Untersuchungen im Spital waren mit größter Gründlichkeit durchgeführt

worden. Die Diagnose konnte nicht falsch sein. Das änderte alles. Er würde sich zurückziehen müssen, ohne die Wahl zu beeinträchtigen. Ein schwieriges Unterfangen, aber die Strategie durfte sich nicht ändern: Seine Partei musste die Wahl gewinnen. Aber wie sollte er seinen Rückzug begründen? »Kanzlerkandidat Hoffbauer lehnt Nominierung ab!« Das wäre freilich ein Knüller, doch seiner Partei würde es in dieser Form sehr schaden. »Hoffbauers Gesundheitszustand lässt eine Kandidatur nicht zu.« Noch schlimmer!

»Ihr Cappuccino wird kalt«, sagte der Kellner besorgt und holte ihn aus seinen Gedanken zurück.

»Ach, natürlich«, sagte Hoffbauer. »Wenn man den Kopf immer bei der Arbeit hat!« Vielleicht wäre es doch besser, nach Hause zu gehen. Hier konnte er sich sowieso nicht konzentrieren. Hoffbauer bezahlte und verließ das Café. Auf dem Gehsteig blieb er unschlüssig stehen. Ins Büro gehen wollte er heute nicht. In der gegenwärtigen seelischen Verfassung hätte er nicht vor die Augen seiner Kollegen treten können. Was hätte er ihnen auch sagen sollen? »Sehr geehrte Damen und Herren, ich bin zum Tode verurteilt und werde mich von euch in vier bis sechs Monaten verabschieden«? So ging es nicht. Vielleicht musste er für sich behalten, wie es um ihn stand. Ja, nach Hause, entschied er sich. Franziska sollte die Wahrheit als Erste erfahren. Sie war stets eine gute Gefährtin gewesen, feinfühlig und intelligent und mit einer weiblichen Intuition, die sein rationales Wesen gut ergänzte. Er wusste, wie schwer sie diese Nachricht treffen würde, doch vor ihr konnte er seinen Zustand nicht verheimlichen.

Seine Frau war nicht zu Hause. Sie hatte wohl nicht mit seiner vorzeitigen Rückkehr gerechnet. Er trank ein Glas Wasser in der Küche und ging in sein Arbeitszimmer. Insgeheim war er froh, allein zu sein und eine kurze Gnadenfrist bis zu dem schweren Gespräch zu haben. Er wollte in Ruhe nachdenken und setzte sich in den alten Lederfauteuil. Er saß gerne in diesem Sessel – nicht nur, weil er bequem war, sondern auch weil er in seinem Leben einen besonderen Stellenwert besaß; es war eines der wenigen Erinnerungsstücke, die seine Familie durch den Krieg hatte retten können. Der Sessel stand damals, wie ihm seine Mutter erzählt hatte, in der Bibliothek

des Großvaters im »Hofzimmer«, wie der Raum in der Familie damals genannt wurde. Nur durch Zufall hatte er die Bombardierung überstanden. Das Haus, in dem seine Großeltern gewohnt hatten, wurde zwar getroffen, doch es stürzte nur zur Hälfte ein. Der nördliche Flügel hinter dem Innenhof, wo das »Hofzimmer« und die Hintertreppe lagen, blieb unversehrt. So blieben seinem Großvater einige wenige Habseligkeiten erhalten, die ihm der Krieg nicht zerstört hatte. Darunter eben dieser Lederfauteuil. Hoffbaurs Vater fand ihn zu klobig und vermachte ihn seinem Sohn gerne, als dieser darum bat. Der Sessel war massiv, weitläufig, »dickarschbreit«, wie er zu sagen pflegte, und mit so hohen Armlehnen, dass man beim Aufstützen ein Buch gerade auf Augenhöhe halten konnte. Der braune Lederüberzug war von den Ellbogen stark abgewetzt. Hoffbaur nannte ihn seinen »Denkhafen«, denn hier pflegte er sich zu sammeln, wenn er über Probleme grübelte. Regelmäßig endeten diese Denkpausen mit einem kurzen Nickerchen. Wie damals bei seinem Großvater, der hier häufig zu dösen pflegte, bis er eines Tages aus seinem Mittagsschlaf nicht mehr aufwachte. Er ging aus diesem Leben, still, ohne Gruß, wie auf Zehenspitzen, und ließ seinen leblosen Körper in diesem Sessel zurück. Jetzt, wo Stefan Hoffbaur die nahenden Schritte des Todes hörte, kam ihm beim Gedanken an den Großvater der Sessel wie das Boot vor, mit dem in der griechischen Mythologie die Verstorbenen über den Fluss Acheron in die Unterwelt gebracht wurden. Wie beneidete er jetzt den Alten! Er wünschte sich von Herzen, hier auch einschlafen zu können, abschiedslos, für immer. Er dachte kurz sogar daran, dem ewigen Schlaf nachzuhelfen, doch sogleich verscheuchte er diese Versuchung. Selbstmord passte nicht zu seiner Lebenshaltung und ferner musste er noch vieles erledigen. Er dachte an seine Frau. Er musste jetzt alles Wichtige sehr gründlich überlegen.

Er versuchte, eine Auslegeordnung seines Lebens zu machen. Erst zweiundvierzig Jahre lagen hinter ihm. Für viele Menschen bedeutete dies Halbzeit, für ihn nun also Endstation. Eine brillante Karriere zuerst als Industriemanager, dann als Politiker, ein Sohn von zwölf Jahren, der ihn sehr vermissen würde, obwohl er seit ein paar Jahren ein Nobelinternat besuchte und deshalb nur den Urlaub mit

ihm verbringen konnte. Mit jener Sorglosigkeit, die Frucht eines befriedeten Lebens war, hatte er bisher alles geordnet: seine Arbeit, seine Freizeit, seinen Zahnarztbesuch. Er hatte angenommen, dies würde im gleichen Stil auch die nächsten vierzig bis fünfzig Jahre so weitergehen. Bis zu diesem Tag. Doch jetzt traf ihn plötzlich dieser Urteilsspruch des Schicksals. Er fragte nicht nach dem Warum, denn er war sachlich genug zu wissen, dass es auf diese Frage keine Antworten gibt. Der Sinn des Lebens? Irgendwann hatte er einmal einen Satz gelesen, über den er damals viel nachdenken musste. »Das Huhn ist nur das Mittel des Eies, ein anderes Ei zu produzieren.« Die Erhaltung der Art als Sinn? Da konnte die berühmte Eintagsfliege, die *Palingenia longicauda*, als lehrreiches Beispiel angeführt werden. Drei Jahre brauchen ihre Larven, um auszuschlüpfen, nur für einen einzigen Tag des Lebens, an dem sie sich paaren und Larven legen, um gleich wieder zu sterben. Wollte der Mensch sein eigenes Leben auch in diesem Licht betrachten, so war es nicht verwunderlich, dass er psychologische Krücken wie *Gott* und *Paradies* benötigte, um geduldig darauf zu warten, dass ... Auf was eigentlich? Auf das Ende dieser vier bis sechs Monate? Hoffbaur empfand bei diesen Gedanken eine stumpfe Traurigkeit, eine lähmende Resignation. Am liebsten hätte er geweint, doch dazu fehlte ihm die theatralische Dimension des Selbstmitleids.

Plötzlich kam er auf einen absurden Gedanken. Er begann die Sekunden zu zählen, doch bald schon wurde ihm die Lächerlichkeit seines Tuns bewusst. Er stand auf, ging zum Telefon, teilte seiner Sekretärin mit, er hätte heute Unvorhergesehenes zu erledigen, und bat sie, seine Termine vom Tag abzusagen.

Dann besann er sich auf die Wirklichkeit. Was musste in diesen vier Monaten noch getan werden? Nein, in höchstens drei Monaten, denn am Schluss würde er wohl nichts mehr ausrichten können, mit lähmenden Schmerzen oder mit Morphinum in den Venen. Für wichtige Dinge, wie sein Testament, hatte er schon vorgesorgt. Er musste aber seinen politischen Rückzug organisieren, in einer Art, die so kurz vor den Wahlen keinen unheilvollen Schaden für seine Partei, für seine Überzeugungen anrichten würde. Kleine Sachen mussten in Ordnung gebracht, Lebensballast musste ausgemistet

werden, nicht, weil all das von Belang war, sondern weil es zum anständigen Ton gehört, den Hinterbliebenen keine Arbeit aufzubürden. Und da war noch diese unerledigte Angelegenheit, die er in den letzten zwanzig Jahren stets aufgeschoben hatte. Eine Belastung für sein Gewissen, für sein Pflichtgefühl, die er nie abschütteln konnte. Für den Fall, dass er plötzlich sterben würde, hatte er es so eingerichtet, dass seine Frau entscheiden musste, was mit jenem dunklen Fleck aus der Vergangenheit geschehen sollte. Doch jetzt hatte er noch die Möglichkeit, selbst zu handeln. Konnte er das? Hatte er die Kraft dazu? War es überhaupt richtig, zu diesem heiklen Zeitpunkt die Leiche aus dem Keller zu holen? Stefan Hoffbauer wusste, dass die wenigen Monate, die ihm noch zu leben blieben, keine fröhliche Abschiedsparty sein würden.

Die politische Welt in Deutschland stand kopf. So etwas hatte man noch nie erlebt. Da wurde einem die Macht auf dem Servierbrett angeboten und der wollte sie nicht! Hätte es sich dabei um einen Heiligen gehandelt, einen weltabgewandten Guru oder einen resignierten Idealisten, so hätte die Erklärung auf der Hand gelegen. Doch Stefan Hoffbaur war ein moderner, erfolgreicher Vollblutpolitiker, der die Ausübung der Macht zum Beruf gemacht hatte. Seine Absage als Kanzlerkandidat gehörte in die Kategorie des Unglaublichen.

»Die internationale Lage verlangt nach einem Führungstyp, dessen pragmatische Fähigkeiten speziellen Anforderungen genügen müssen. Nach reiflicher Überlegung und im ausschließlichen Interesse unserer Partei bin ich zum Schluss gekommen, dass meine persönlichen Eigenschaften diesem Profil nicht entsprechen. Im vollen Bewusstsein der Tragweite dieser Entscheidung teile ich der Parteiführung mit, dass ich als Kanzlerkandidat für die Wahl nicht zur Verfügung stehe.«

Der vertrauliche Brief Hoffbaur löste bei der Parteispitze eine gewaltige Reaktion aus. Die Bestürzung war enorm, die Ratlosigkeit unermesslich. Welcher Teufel hatte den Kollegen geritten, seine sichere Nominierung auszuschlagen? Wie sollte diese Verrücktheit den Medien erklärt werden? Alle Versuche der Parteifreunde, Hoffbaur umzustimmen, scheiterten. Er war nicht einmal bereit, die vorgebrachten Argumente anzuhören. Seine Entscheidung stünde fest und sei unumstößlich, war seine kategorische Antwort auf alle Bemühungen, die ihn zur Raison bringen wollten. Und da er nicht die geringste Andeutung auf seine Krankheit machte, standen alle vor einem Rätsel. Als schließlich allen klar wurde, dass es Hoffbaur wirklich ernst meinte, begannen einige ihm zu grollen. Die Chancen der Partei, die Wahl zu gewinnen, waren schlagartig gesunken; Hoffbaur schien unersetzlich zu sein. Sein parteiinterner

Nebenbuhler, Peer Kiske, konnte nach allgemeiner Überzeugung die entstandene Lücke nicht füllen. Dazu war er bei den Medien wegen seiner süffisanten, nach der Beurteilung anderer arroganten Art nicht gut aufgenommen. Viele ließen sich zwar von seiner brillanten Rhetorik blenden, doch hinter vorgehaltener Hand wurde auch gemunkelt, er hätte sein enormes Vermögen nicht mit legalen Mitteln geschaffen. Ein spitzzüngiger Kommentator nannte ihn einst den Berlusconi des Nordens und brachte Kiske dadurch so in Rage, dass er den Journalisten mit üblen Beschimpfungen überschüttete. Dieser erzählte später Freunden und Bekannten, er werde beschattet, konnte dies aber nie beweisen. Kiske wurde zu keinem Zeitpunkt unlauterer Methoden überführt, doch Gerüchte sind wie Zecken und heften sich hartnäckig an ihre Opfer.

Hoffbaur wurde von den Medien belagert. Alle wollten »den wirklichen Grund« seiner Entscheidung erfahren, womit auch zum Ausdruck gebracht wurde, dass niemand der offiziellen Darstellung glaubte. Hoffbaur beschränkte sich darauf, als den am besten geeigneten Kandidaten Thorsten Behler zu empfehlen, der eben jene Qualitäten aufweise, die Deutschland heute im internationalen Gefüge benötigen würde.

Thorsten Behler war ein guter Freund von Hoffbaur.

Die Journalisten versuchten es bei Franziska Hoffbaur. Doch auch aus ihr war nichts herauszuholen, und als sie im guten Glauben sagte, ihr Mann würde stets nach seinem Gewissen handeln, verdrehte die Presse ihre Worte und es kamen sofort Vermutungen über parteiinterne Zerwürfnisse auf. Ab und zu wurde auch die Vermutung geäußert, mit Hoffbaurs Gesundheit könne es vielleicht nicht zum Besten stehen, doch da seine Krankheit anfänglich noch keine sichtbaren Zeichen der Zerstörung hinterließ, war das Dementi schnell abgehakt.

Keiner kannte aber die Gewissenskonflikte Stefan Hoffbaurs. Er fragte sich, ob ein ehrliches Eingeständnis seines angegriffenen Gesundheitszustandes weniger hohe Wellen aufgeworfen hätte und womöglich die Chancen seiner Partei und dadurch indirekt die Chancen Peer Kiskes eher intakt gelassen hätte. Genau hier

lag indessen für ihn der entscheidende Punkt. Er verachtete Kiske aus tiefster Seele. Und Kiske zahlte es ihm mit der gleichen Münze zurück. Er verpasste keine Gelegenheit, seinen Hass auf Hoffbaur kundzutun. Nicht öffentlich, natürlich. Vor den Augen der Welt war er stets voll süßen Lobes für seinen Widersacher. Doch bei inoffiziellen Anlässen intrigierte er mit allen Mitteln und zog ihn tief in den Schmutz. Bei denen, die Hoffbaur achteten, und das waren viele, bewirkten diese Anwürfe nur, dass Kiskes eigene Popularität zersetzt wurde. In Interviews und Talkshows war Kiske stets redigewandt und schlagfertig und von einer gekünstelten Loyalität seinem Konkurrenten gegenüber. Ab und zu ließ er sich jedoch bei der Beantwortung einer Frage, die sich auf Hoffbaur bezog, lange Zeit, als müsste er die spontan aufkommenden Gedanken beiseiteschieben und durch Höflichkeiten ersetzen. Er war ein klug berechnender Stratege, doch nicht immer gelang es ihm, die Selbstkontrolle zu bewahren. Als in einer Debatte die verheerende Luftverschmutzung durch einen in Ostdeutschland ansässigen, technologisch veralteten Industriebetrieb angesprochen wurde, meinte er, die oft heraufbeschworenen fatalen Folgen des Klimawandels seien zum größten Teil Horrorszenarien einiger wichtiguerischer Wissenschaftler. Ein Teilnehmer hatte ihn daraufhin scherzend gefragt, ob er etwa an der erwähnten Firma beteiligt sei. Kiske rastete aus und wurde dermaßen ausfällig, dass ihn der Moderator ermahnen musste. Erst Monate später, als seine Kandidatur durch die Enthüllungen nicht mehr beeinträchtigt werden konnte, nahm die Affäre eine für Kiske peinliche Wendung: Ein Zeitungsmann ging der Sache nach und erbrachte den Beweis, dass Kiske durch eine Deckfirma tatsächlich eine bedeutende Beteiligung an besagter Firma besaß.

Stefan Hoffbaur war von Kiskes Heuchelei zutiefst angewidert, doch sie war nicht der einzige Grund für seine Verachtung. Zwischen den beiden Männern war etwas geschehen, das sie nie angesprochen hatten, sie aber tief entzweit hatte. Hoffbaur befand sich in einem inneren Zwiespalt. Er wollte seiner Partei bei der Wahl des Bundeskanzlers zum Sieg verhelfen, doch er konnte unter keinen Umständen Kiske unterstützen. In diesem Dilemma zog er es vor, die Chancen seiner Partei zu mindern, damit Kiske nicht in

das wichtigste politische Amt des Landes aufsteigen konnte. Seine Krankheit blieb vorerst sein persönliches Geheimnis.

Stefan Hoffbaur hatte sich für Thorsten Behler mächtig ins Zeug gelegt. Er schätzte diesen bescheidenen, arbeitsamen und integren Menschen und war überzeugt, dass er ein hervorragender Kanzler geworden wäre. Doch Behler war kein großer Kommunikator, er hatte Mühe, sich medienwirksam zu verkaufen, war der Parteibasis so gut wie unbekannt und hatte gegen Kiske nicht die geringste Chance. Zehn Tage nach der Ankündigung Hoffbaurs stellte ein außerordentlicher Parteitag Peer Kiske als Kanzlerkandidaten auf.

Eine gehässige Wahlkampagne begann. Kiske schlug um sich, ließ über seine Gegner und ihre Familien, ja sogar ihre Vorfahren Nachforschungen anstellen, verhöhnte sie mit bissigem Sarkasmus und äußerte zweideutige Vermutungen über sie. Er hatte zwei Konkurrenten zu bekämpfen: den Kandidaten der starken Gegenpartei, die mit seiner seit Jahrzehnten verfeindet war, und einen Neueinsteiger, der seiner Partei nahe stand. Kiskes Angriffe richteten sich vorwiegend gegen diesen zweiten, weil er in dessen Wählerschaft Stimmen für sich fischen wollte. Er versprach dem Land das Blaue vom Himmel und steckte Millionen in seine Kampagne. Er ließ Hunderttausende von T-Shirts mit seinem Bild verteilen, war überall anzutreffen, wo publikumswirksame Effekte zu erzielen waren, und schüttelte jedem, der in seine Reichweite kam, die Hand. Im Parteipräsidium lamentierte er wiederholt über die fehlende Unterstützung von Seiten Hoffbaurs, doch diese Klagen fruchteten nichts. Hoffbaur ließ sich immer weniger blicken und hielt sich auffällig zurück.

Nach viereinhalb Monaten war es endlich so weit. Kiske gab sich in den Medien am Vorabend der Wahl siegessicher und ließ bereits eine prunkvolle Party zur Feier seiner Wahl organisieren. Die Auszählung der Stimmen war nervenaufreibend. Die Wahltagsbefragungen und Hochrechnungen konnten keinen klaren Trend aufzeigen, so dass erst am späten Abend der Sieger feststand. Kiske fehlten 1,1 Prozent der Stimmen zum Sieg. Als er am 18. September 2005 zu später Stunde seine Niederlage vor den Medien eingestehen musste,

gab er auch bekannt, er würde auf seinen Parlamentssitz verzichten, um in der Zukunft als Parteivorsitzender mit allen Kräften daran zu arbeiten, den Sieg seiner Partei für die nächsten Wahlen vorzubereiten. Zunächst erwies sich dies als geschickter Schachzug, denn man deutete es als selbstloses Opfer seiner Person für eine Idee. Kiske konnte nicht ahnen, dass dies eine folgenschwere Entscheidung war, die er in einigen Monaten bereuen würde.

Kirchen und Spitäler begrüßten die Eintretenden mit ihrem Geruch. Doch während erkalteter Weihrauch und erloschene Kerzen in Kiske die Erinnerung an den Charme der Ministrantenzeit wachriefen, weckte in ihm der Geruch von Desinfektionsmittel Abscheu und heimliche Angst. Es war Samstag, der 1. Oktober 2005, als er die Klinik betrat. Wie immer war er einwandfrei gekleidet, trug einen cremefarbenen Kaschmirmantel, einen leicht dunkleren Seidenschal und einen blauen Borsalino-Hut. Von der gestreiften Hose konnte man darauf schließen, dass er einen eleganten Anzug trug. Die braunen Schuhe waren handgefertigt. Er hielt einen bunten Blumenstrauß in der Hand.

Kiske war mittelgroß, etwa 1,75 Meter, nicht dick, doch vom Wohlstand leicht gerundet, mit nach hinten gekämmten, hellbraunen Haaren und ausgeprägten Geheimratsecken. Er hatte kleine, dunkle Augen, die ihm einen stechenden Blick verliehen, starke, zusammengewachsene Brauen und eine leicht verbogene Nase.

Gleich nach der Drehtür schlug ihm der widerliche Geruch der Dekadenz entgegen. Er hasste Krankenhäuser und hatte eine uneingestandene Scheu vor ihnen. Er hatte sein ganzes Leben lang nie in einem Spital gelegen und pflegte zu wiederholen, er habe nie eines betreten, nur verlassen. Wenn auf seine Behauptung erstaunte Blicken folgten, fügte er mit lautem, heiterem Lachen hinzu, dass er bei der Entbindung seiner Mutter in ihrem Bauch hineingegangen und als Neugeborener herausgekommen sei. »Das Gerät funktioniert tadellos«, sagte er jeweils und zeigte auf seine Brust.

Beim Empfang erkundigte er sich nach Stefan Hoffbaur.

»Privatabteilung, Zimmer 311, im dritten Stock rechts.«

Kiske bedankte sich und nahm den Aufzug. Er bog im dritten Stock nach rechts und stieß beinahe mit einer sehr hübschen Krankenschwester zusammen.

»Hier will ich mich auch gerne pflegen lassen«, sagte er.

Sie runzelte die Stirn.

»Na, gucken Sie nicht so albern. Bei Ihrem Anblick wird doch jeder schnell wieder gesund.«

Die Krankenschwester schüttelte den Kopf und ging weiter. »Weiß dieser Idiot nicht, wo er sich befindet?«, murmelte sie vor sich hin.

Doch. Kiske wusste es ganz genau. Im Volksmund hieß diese Klinik »der Kopfbahnhof«. Dies bedeutete, dass hier die Reise der meisten Patienten zu Ende war.

Kiske betrat Zimmer 311, ohne anzuklopfen. Er nickte zufrieden. Niemand war zu Besuch bei Hoffbaur. Er war allein, lag mit geschlossenen Augen im Bett. Er war stark abgemagert und bleich. Die eingefallenen Wangen glänzten, als wären sie mit Öl eingeschmiert worden. Er atmete ruhig, fast lautlos. Die Hände lagen auf dem Laken, im Arm und im Handrücken staken Nadeln mit feinen Schläuchen. In den Nasenlöchern endete eine Sauerstoffröhre.

Kiske räusperte sich.

Hoffbaur öffnete die Augen und blickte ihn an. Er zeigte keine Gemütsregung. »Du?«, war seine einzige Bemerkung.

»Ja, ich. Und um ehrlich zu sein, bin ich sehr gerne gekommen.«

»Wie freundlich von dir.«

Kiske schaute sich im Zimmer um. Er war geübt, Videokameras zu entdecken, und stellte sich jeweils problemlos darauf ein, sein Verhalten den indiskreten Blicken anzupassen. Mit Erleichterung stellte er fest, dass dieses Zimmer sauber war.

»Gerne, weil *du* hier bist.«

Hoffbaur runzelte die Stirn. Er nickte leicht, um kundzutun, dass er den Hieb verstanden hatte.

»Wegen dir habe ich die Wahl verloren«, zischte Kiske.

»Chef der Oppositionspartei ist für dich reichlich genug.«

»Warum hast du nicht gleich gesagt, dass es mit dir zu Ende geht? Du hast in der Öffentlichkeit den Eindruck erweckt, unsere Partei stecke in einer Krise, und das hat mich den Sieg gekostet.«

»Und genau das war meine Absicht.«

»Du warst und bleibst ein Schwein.«

»Könntest du jetzt nicht zum Teufel gehen?«

»Nicht bevor du mir sagst, wo das Zeug ist.«

»Welches Zeug?«

»Stell dich nicht dumm. Du weißt, was ich meine.«

»Es ist hinterlegt«, sagte Hoffbaur nach einer kurzen Zeit.

»Wo hinterlegt?«

»An einem sicheren Ort.«

»Hör mal zu, mein Freund. Du wirst nicht ins Grab gehen, ohne es mir vorher zu geben. Es wäre doch schade, wenn deinem Sohn oder deiner Frau etwas zustoßen würde. Nicht wahr?«

Hoffbaur schien zum ersten Mal eine Regung zu zeigen. Seine müden Augen begannen zu funkeln. Hätte er die Kraft gehabt, wäre er jetzt Kiske an die Gurgel gesprungen.

»Pass auf! Falls meiner Frau oder meinem Sohn etwas zustoßen sollte, wird ›das Zeug‹, wie du es nennst, dem Staatsanwalt zugestellt und eine Kopie der ›Bild-Zeitung‹. Ich habe eine entsprechende Verfügung getroffen. Du wirst also nicht nur nichts gegen meine Familie unternehmen, du wirst sie sogar beschützen müssen.«

»Wie stellst du dir das vor? Willst du mich mein ganzes Leben lang erpressen?«

»Ja. So lange du lebst, sollst du dich fürchten. Wenn du stirbst, wird die Dokumentation vernichtet. Du sollst zumindest nicht um deinen Nachruf bangen.«

Kiske verzog sein Gesicht. Er schmetterte den Blumenstrauß, den er immer noch in der Hand hielt, auf den Boden.

Hoffbaur betätigte die Klingel. Kurz darauf betrat die hübsche Pflegerin den Raum. Sie blickte erstaunt auf die zerpflückten Blumen, die am Boden lagen, dann auf Kiske.

»Ich bin sehr müde, Schwester«, flüsterte Hoffbaur. »Würden Sie den Herrn hinausbegleiten?«

»Bitte, mein Herr«, sagte sie und öffnete die Tür.

»Ich komme wieder, dann werden wir das Gespräch fortführen«, sagte Kiske beim Hinausgehen.

Hoffbaur schloss die Augen. Eine unsägliche Wehmut beschlich ihn. Der Tod kam zu früh. Er hätte noch so viel zu erledigen. Für seine Frau, für die Zukunft seines Sohnes, für sich selbst natürlich und nicht zuletzt in Sachen Kiske. Er hinterließ seiner Frau mit dieser Affäre eine schwere, ja gefährliche Bürde. Das hätte er vor dem

Sterben noch in Ordnung bringen sollen. Doch er konnte sich nicht dazu entschließen. Er brauchte ein wenig Aufschub, einige Monate würden reichen. Er wollte mit dem Tod ein wenig feilschen. Wie in dem traurigen Lied von Edith Piaf, in dem sie um eine Gnadenfrist für ihren sterbenden Liebhaber bittet: »Mon Dieu! Mon Dieu! Mon Dieu! Laissez le moi, encore un peu, mon amoureux ! Un jour, deux jours, huit jours ...«

Bis vor Kurzem hatte er sich Mühe gegeben, selbst die Ereignisse zu lenken. Seit dem Tag jener grausamen Diagnose, die auch sein Todesurteil bedeutete, ließ er sich von der Zeit treiben. Er plante nicht mehr voraus, er lebte auf Sicht, er ging seinen Weg nur in kleinen Schritten. Nur der jeweilige Tag zählte. Er hatte die Zukunft aus seinen Gedanken verbannt, bestimmend war allein das Heute. Die Gegenwart eroberte die Alleinherrschaft. Er wusste, dass ihm kein Aufschub gewährt wurde. Das Feilschen mit dem Tod übernahmen die Ärzte für ihn. Die Medizin war seine Fürsprecherin beim Herrgott. Man sagte ihm zwar, sein Wille, seine Entschlossenheit, seine positive Mitwirkung bei der Überwindung der Krankheit seien gefordert. Er hatte das Gefühl, seine ganze Kraft aufgewandt zu haben, um den Sieg über seinen Feind zu erlangen. Doch er spürte, der Kampf war umsonst. »Vier Monate, sagen wir im besten Fall sechs«, hatte der Arzt gesagt. Nach diesem Verdikt blieb kein Platz für Hoffnung. Er hatte keine Zeit mehr. Die stets wachsenden Schmerzen läuteten unbarmherzig den Abschied ein. Zum ersten Mal war er tief verzagt. Unter seinen geschlossenen Lidern quollen Tränen hervor. Ermattet trocknete er sie mit dem Handrücken ab. Dann schlief er ein.

Zu einem weiteren Gespräch mit Kiske kam es nicht. Hoffbauer starb fünf Tage nach ihrer Begegnung.

Nicht weit entfernt vom Mehringplatz betrat spät in der Nacht ein groß gewachsener Mann den Hauseingang eines ungepflegten Wohnblocks, der siebzehn Stockwerke in die Höhe ragte. Das Gebäude war älteren Baudatums und nur die Dunkelheit der Nacht versteckte die vielen Wunden, die während der Jahre außen und innen geschlagen wurden. Über der Eingangstür stand mit großen Buchstaben die Adresse: Friedrichstraße 4. Das »r« war nicht mehr an seinem Platz, vielleicht hatte es sich gelöst, vielleicht war es von jemandem entfernt worden, der dafür eine andere Verwendung hatte. Die zahllosen Namensschilder am Eingang verrieten, dass die Bewohner aus allen Ländern des Balkans und des Orients stammten und hier nur noch wenige Einheimische lebten. Dieser Ort war nicht die Friedrichstraße der großen Warenhäuser, der eleganten Modegeschäfte und der erlesenen Restaurants, die sich alle am anderen Ende befanden. Hier war eher die Sammelstelle von Menschen mit Problemen, von Randfiguren der Gesellschaft, von Gewalttätern und ihren Opfern, von Lebenskünstlern und Ausgestoßenen, von resignierten Menschen, die täglich ihrer schlecht bezahlten Arbeit nachgingen. Der kreisförmige Mehringplatz wurde in der Mitte von einer Säule beherrscht, die auf einem soliden Sockel stand, aber im Gegensatz zu früher an ihrer Spitze nicht mehr die Statue des Friedensengels beherbergte. Sie ragte trotzig zum Himmel, als wolle der Platz Gott und der Welt den Mittelfinger zeigen.

Der etwa 1,90 Meter große Mann, der den Hauseingang betrat, passte nicht in diese Umgebung. Er war elegant und mit erlesenem Geschmack gekleidet. Er suchte in der Tasche seines halblangen Mantels nach einem Schlüsselbund und öffnete einen der unzähligen Briefkästen, die an der Wand angebracht waren. Auf dem Namensschild stand »Reinhold B. Maas«. Er entnahm die Post, ging zum Aufzug und fuhr in das siebzehnte Stockwerk. Er schloss die Tür direkt dem Aufzug gegenüber auf und betrat die Wohnung. Treppen-

haus, Aufzug, Wohnungstüren und die Wände waren schmutzig und voller Schmierereien, doch die Wohnung, die er betrat, war sauber, vornehm eingerichtet und großzügig angelegt. Von außen hätte niemand vermutet, dass hier ein luxuriöses Penthouse verborgen lag. Der Mann warf die Post auf eine kleine Kommode im Flur und schlüpfte aus seinem Mantel. Er ging zum Fenster und blickte mit zufriedenen Gesichtsausdruck in Richtung des Mehringplatzes. Ein leichtes Lächeln spielte auf seinen Lippen und ließ vermuten, dass er einen guten Tag hinter sich hatte. Nach einer Weile ging er in den Korridor zurück und nahm die Post zur Hand. Er legte die Tageszeitung auf den Tisch und schaute die übrigen Sendungen durch. Die Werbesachen warf er in den bereitstehenden Papierkorb. Die Rechnungen steckte er in die Schublade der kleinen Kommode. Ein einziger Brief war dabei. Er wendete den Umschlag, fand jedoch keinen Absender. Er riss das Kuvert auf und entnahm eine Karte für die Deutsche Oper, für eine Vorstellung am nächsten Abend. »Die Ägyptische Helena« von Richard Strauss wurde aufgeführt. Freitag, 7. Oktober 2005, halb acht. Darunter stand: 2. Rang rechts, 3. Reihe, Sitz 41.

Der Mann runzelte die Stirne. Kein Begleitbrief, kein Absender, keine Grußkarte oder sonst ein Hinweis darauf, wer ihm die Karte geschickt hatte. Nach kurzem Nachdenken nickte er leicht und legte die Karte auf die Kommode. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war zwanzig Minuten nach eins. Er zog sich aus, ging in das Badezimmer und etwas später ins Schlafzimmer. Obwohl die Wohnung nicht sehr warm war, blieb er nackt. Er hatte einen muskulösen, durchtrainierten Körper, ein schönes, ovales Gesicht, eine gerade, ebmäßige Nase, sinnliche Lippen, braune, kurz geschnittene Haare und lebhaft dunkle Augen. Er legte sich ins Bett und schlief sogleich ein.

Er erwachte erst, als seine Haushälterin neben dem Bett stand. Es war schon kurz nach zehn.

»Ich habe die Wohnung gereinigt. Möchten Sie jetzt frühstücken, Herr Maas?«, fragte die Frau.

»Ja, Therese, dich. Und zwar gleich«, sagte er und zog die Frau aufs Bett.

Die Frau zeigte sich wegen dieser Bemerkung weder schockiert

noch unwillig. »Das darf so nicht weitergehen«, sagte sie lächelnd, entledigte sich ihrer Kleider und begann seinen Körper zu streicheln. Der Liebesakt dauerte nicht lange, gerade lang genug, um beide mit kurzem Stöhnen zum Höhepunkt zu bringen.

»Jetzt kannst du mir den Kaffee bringen, Süße«, sagte Maas und räkelte sich. Aus dem Badezimmer rief er ihr zu: »Leg mir den Anzug von Zegna raus. Ich gehe heute in die Oper. Schau nach, ob er aufgebügelt werden muss.«

»Das Frühstück steht auf dem Tisch«, rief ihm Therese zu.

Maas erschien, mit einem seidenen Morgenrock bekleidet, in der Tür. Er setzte sich an den Tisch und nahm zuerst die Zeitung vom Vortag zur Hand. In aller Muße verzehrte er das Frühstück. Er blickte erst auf, als Therese den Raum betrat.

»Ich habe nun alles fertig. Morgen ist Wäschetag. Ich nehme die Schmutzwäsche jetzt schon mit hinunter in die Waschküche, damit ich Sie nicht früh wecken muss.«

»Gut so, Therese. Allerdings werde ich morgen sehr wahrscheinlich früher als üblich aufstehen. Ich muss in einer wichtigen Angelegenheit einige Tage verreisen. Halt dich inzwischen frisch. Und betrübe mich nicht mit deinem Ehemann«, ermahnte er sie.

»Sie sind mir gut! Der einzig Betrogene ist mein Mann.«

»Kopf hoch, Therese. Mit etwas Humor kommt man besser durchs Leben. Denk wenigstens an mich, wenn du mit ihm bumst«, sagte Maas und lachte schallend.

Den Nachmittag verbrachte er in einem Billardsalon wenige Hundert Meter von seiner Wohnung entfernt, ohne nur für eine Minute das Queue in die Hand zu nehmen. Er fragte einen der Kellner nach Freddy.

»Der hat sich hier seit Tagen nicht blicken lassen. Wahrscheinlich muss er wieder für eine Weile untertauchen. Den wird man in nächster Zukunft nicht zu Gesicht bekommen.«

Maas nahm die Nachricht gelassen entgegen. Er wartete noch etwa zwei Stunden und schaute den Spielern zu. Als er sich schließlich zum Gehen entschloss, gab er dem Kellner die Anweisung, Freddy auszurichten, sich unverzüglich bei ihm zu melden. Danach ging er in eine nahe gelegene Pizzeria und bestellte einen Teller Spaghetti al pesto.

Um sechs Uhr nachmittags war er wieder zu Hause und zog sich für die Oper um. Mit großer Sorgfalt suchte er ein passendes Hemd und eine farblich abgestimmte Krawatte aus. Er kleidete sich mit Vorliebe nach der italienischen Mode. Als er mit allem fertig war, stellte er sich vor den mannshohen Spiegel im Schlafzimmer.

Mit dem Taxi fuhr er zur Deutschen Oper. Er wollte frühzeitig dort sein, um die Person zu treffen, die ihm die Karte zugeschickt hatte. An der Garderobe gab er seinen Mantel ab und schlenderte im Foyer umher. Unauffällig beobachtete er die anwesenden Besucher. Endlich, nach längerem Suchen, erblickte er Kiske. Er stand mit einer Frau in einer kleinen Gruppe von Personen und war in ein Gespräch vertieft. Maas nickte zufrieden und ging auf die Suche nach seinem Platz. Er saß am äußersten Rand einer Reihe und hatte eine schlechte Sicht auf die Bühne.

Du hast nicht tief in deinen Geldsäckel gegriffen, schäbiger Kerl, dachte er. Der einzige Vorteil dieses Platzes ist, dass ich bei einem Brand schnell draußen bin.

Dann sah er Kiske in einer der vordersten Reihen Platz nehmen. Er wusste, was er zu tun hatte. Die Vorführung begann, doch sie interessierte ihn nicht besonders. Er nahm sein Opernglas hervor und vertrieb sich die Zeit damit, die Frauen auf der Bühne zu mustern. Als der Vorhang endlich fiel und die Pause anbrach, begab er sich in die Nähe der Herrentoilette. Er blätterte im Programmheft, doch aus den Augenwinkeln hielt er nach Kiske Ausschau. Endlich sah er ihn kommen. Maas betrat die Toilette und stellte sich beim Pissoir so hin, dass neben ihm auf der linken Seite nur noch eine Schüssel frei blieb. Kiske folgte ihm auf dem Fuß.

»Schöne Aufführung, nicht wahr«, sagte er laut. Dann fuhr er leise fort: »Du musst mir etwas besorgen. Einen Umschlag, den Hoffbaur hinterlassen hat.«

»Ich bin ganz begeistert«, sagte Maas deutlich. »Wo ist der Umschlag?«, fragte er dann flüsternd.

»Der Sopran ist mir etwas zu spitz, zu wenig moduliert«, bemerkte Kiske wieder lauter. »Wahrscheinlich bei seinem Notar hinterlegt«, zischte er. »Den musst du finden. Mitteilungen wie üblich. Am gewohnten Ort.«

Maas spürte, dass ihm etwas in die Jackentasche gesteckt wurde. Kiske zog den Reißverschluss hoch und verließ die Toilette. Als Maas wenig später hinauskam, war Kiske schon im Zuschauerraum verschwunden. Er ging zur Garderobe und löste seinen Mantel aus. Er winkte einem Taxi und fuhr nach Hause. Beim Auskleiden kam ihm ein gefaltetes Blatt in die Hand. Ja, natürlich, Kiske hatte ihm auch schriftliche Instruktionen gegeben. Der Text lautete:

»Die Organisatoren teilen allen angemeldeten Teilnehmern mit, dass aus unvorhersehbaren Gründen die Lesung des Schriftstellers Ray Obergson vom (Datum) um (Uhrzeit) leider auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden muss. Die einzelnen Teilnehmer werden einzeln rechtzeitig über den neuen Termin unterrichtet.«

Maas wusste, was dies zu bedeuten hatte. So konnte er Kiske mitteilen, an welchem Tag und um welche Uhrzeit er ihn treffen wollte. Der Ort war ihm bekannt. Nun musste er so schnell wie möglich den Notar Hoffbaurs ausfindig machen. Er griff zum Telefon und wählte eine Nummer. Nach längerem Läuten meldete sich eine Frauenstimme. »Hier spricht der Anrufbeantworter von Doris Schlegel. Ich bin on the road. Hinterlasse mir eine Nachricht. Tschüss!«, forderte sie den Anrufer auf.

»Morgen kann ich leider nicht. Ich gebe dir Bescheid, wann es geht«, sagte Maas kurz angebunden und hängte ohne Gruß den Hörer ein. Dann ging er schlafen.